



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Roman aus den dreißiger Jahren.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

klar denken lernen und erkennen, wo diese Klarheit aufhört? Wir haben es im Eingange dieser Zeilen schon gesagt: es ist uns bange zu Mute, ob die Einwände verständigen Denkens jemals klar und anziehend genug dargestellt werden, um dem starken Zauber naturwissenschaftlicher Märchenbücher die Spitze bieten zu können. Bei der heutigen Strömung des Geistes wirken selbst besonnene und maßvolle naturwissenschaftliche Darstellungen vielfach wie ein narrotisches Gift. Die Rettung läge darin, daß die Autoren selbst freimütig die notwendige Grenze zögen, daß sie lieber auf jede Weiterführung ihrer Ideen über die Darlegung der Prinzipien hinaus verzichteten, als Anlaß zu falschen Weiterführungen zu geben. Hoffnungsloser Wunsch! Selbst in Büchern wie dem vorliegenden von Helmholtz, dem sicher kein Mensch Unwissenschaftlichkeit oder Mangel an Bornehmheit der Gesinnung nachsagen wird: selbst in ihm finden wir jene Herabwürdigung der Metaphysik, deren Anerkennung der erste Schritt zur Besserung sein würde.

Da ist es denn übel bestellt um unsre gefährdeten Güter. Aber warnen wollen wir doch, und über die naturwissenschaftlich-mechanische Hochflut unsrer Tage rufen wir ein ernstes: Videant consules.



Ein Roman aus den dreißiger Jahren.



it großem Trommellärm und dazwischen erklingenden schmetternden Trompetenstößen wird in gewissen Zeitungen ein neuer Roman von dem beliebten und in seiner Weise (wie wir gleich vorausschießen wollen) in der That vortrefflichen Erzähler Otto Müller unter dem etwas leihbibliothekenmäßig klingenden, übrigens dem Inhalt entsprechenden Titel *Altar und Kerker* angekündigt.*) Dabei fällt auf, daß die Besprechungen nicht sowohl das poetische Verdienst der Erzählung, das doch zunächst in Frage kommt, hervorheben — sie verbreiten sich nur flüchtig über Erfindung und Gestaltenschöpfung, über Leben und Stimmung des Romans —, sondern über die dem Roman zu grunde liegenden Thatsachen leitartikeln. Diese Thatsachen sind im wesentlichen die Geschichte und das unselbige Ende, welches der Pfarrer Weidig von Oberglen, der frühere Rektor von Bugbach, im Jahre 1837 im Kerker zu Darmstadt gefunden hat.

*) *Altar und Kerker*. Ein Roman aus den dreißiger Jahren. Den Manen Weidigs gewidmet von Otto Müller. Stuttgart, Adolph Bonz und Comp., 1884.

Eine der traurigsten und widerwärtigsten Episoden aus dem unterirdischen und von beiden Seiten gleich gehässigen Kampfe, der in manchen deutschen Kleinstaaten der dreißiger Jahre zwischen der Regierung auf der einen, der Oppositionspartei auf der andern Seite stattgefunden hat, eine blutige Erinnerung, an welche jeder wahrhaft konservativ Gesinnte nur mit zorniger Schamröte denken wird, und welche je nachdem von Patrioten wie von Demagogen auch unter den gänzlich veränderten Verhältnissen der Gegenwart in usum delphini angewendet oder sophistisch ausgebeutet werden kann, ein Stück Geschichte herzpressender Natur, zu allem andern besser geeignet als zum Stoff eines poetischen Werkes, ein historischer Vorgang, der nur dadurch, daß man die Thatsachen völlig umgestaltet, überhaupt darstellungsfähig wird, giebt einen schönen Anlaß, eine Reihe von Deklamationen zu erneuern, die nach Lage der Sache längst unnütz, aber in gewissen Kreisen leider noch nicht so wirkungslos als unnütz geworden sind. Gegen die wunderliche Beurteilung, welche das Buch hie und da findet und in welcher wieder einmal einem gläubigen Publikum versichert wird, daß der politische Kern desselben die Erörterung des literarischen Verdienstes unnötig mache (womit wir denn gleichfalls glücklich in die dreißiger Jahre, in die Tage des jungen Deutschland zurückversetzt wären), oder nach welcher die allgemeine Bedeutung eines Stoffes auch die Vorgänge der Ausführung bedingt wird zunächst Protest einzulegen sein. Der Romanschriftsteller besitzt ein gutes Recht, auch gegen seine Lobredner geschützt zu werden, und wenn er wirklich ein Werk der poetischen Darstellung gegeben hat, nicht dem Verdacht anheimzufallen, er habe ein politisches Pamphlet in belletristischer Form in die Welt schicken wollen. So peinlich und widerwärtig, so gänzlich unpoetisch uns die realen Vorgänge erscheinen, welche der Erzählung „Altar und Kerker“ zu grunde liegen, so können sie dem Romanschriftsteller in ganz anderm Lichte erschienen sein. Otto Müller ist Oberhesse, der Vogelsberg seine Heimat, die Katastrophe der hessischen Geheimbündler in der Mitte der dreißiger Jahre hat ihn jedenfalls tiefer ergriffen und erschüttert als die ferner und draußen stehenden, die Erinnerungen an Thatsachen, welche in seine Jugendzeit gefallen sind, können sich so mächtig und unwiderstehlich aufgedrängt haben, daß ein poetisches Muß für ihre Gestaltung vorhanden war. Eine glückliche Einbildungskraft mag ihm selbst für einen so wenig günstig liegenden Stoff zu Hilfe gekommen sein, und die Verknüpfung seiner Erfindung mit dem historisch gegebenen Schicksal Weidigs mag einen immerhin interessanten Roman ergeben. Der Name des Erzählers ist mit Recht ein wohlangehener, einzelne seiner Erzählungen wie „Der Stadtschultheiß von Frankfurt“ und „Die beiden Krüglein,“ vor allem aber die im hessischen Vogelsberg spielenden Novellen „Der Tannenschütz“ und „Münchhausen im Vogelsberg“ sind anspruchslose, aber lebensvolle und sorgfältig ausgeführte Arbeiten. Warum sollte ihm nicht wieder ein frisches Lebensbild, in welchem eine dunkle und blutige Episode Aufnahme gefunden, gelungen sein?

Leider treffen von allen diesen Voraussetzungen nur wenige zu, und der Roman „Altar und Kerker,“ welcher mit soviel Klamegeräusch zu einem der besten Romane Otto Müllers nicht nur, sondern der Gegenwart überhaupt erhoben wird, ist eines jener unerfreulichen Zwittergebilde, die wieder einmal entscheidend beweisen, daß sich nicht Feigen vom Dornenstrauche pflücken lassen, daß es nicht möglich ist, zu gleicher Zeit eine gute Erzählung und ein politisches Pamphlet zu schreiben, ja daß die Verherrlichung politischen Märtyrertums in jeder andern poetischen Form besser und glücklicher erfolgen kann als in der des Romans. Selbst den Manen Weidigs ist damit der schlechteste Dienst geleistet, daß der Verfasser völlig in Zweifel läßt, wie weit sich denn eigentlich die Verschuldung des unglücklichen Pfarrers von Obergleen erstreckt habe, und die Thatsache, daß er Teilnehmer, beziehentlich Leiter eines politischen Geheimbundes gewesen, in Schatten rückt. Wenn der Roman irgendwem ein tieferes Interesse an der Persönlichkeit und dem Schicksal einflößen soll, welche dem Verfasser vorgeschwebt haben, so kann die in diesen drei Bänden beliebte Art der Darstellung daran wahrlich nur einen geringen Anteil haben.

Der Verfasser hat gefühlt, daß er, um überhaupt eine Handlung zu gewinnen, Zusammenhang und Folge in die Szenen seines Romans zu bringen, seiner eignen Erfindung mehr vertrauen müsse als dem aktenmäßigen Material. Die ersten paar Seiten führen uns mit dem jungen Dr. juris und Hofgerichtsaccessisten Ernst von Diemar im Frühling 1830 nach dem Städtchen Hessenfeld, wohin sich der stattliche und gebildete junge Mann selbst verbannt hat, um die Enttäuschung zu überwinden, welche ihm seine junge und schöne, von ihm seit Knabentagen geliebte Cousine Irene von Arnet bereitet hat. Fräulein von Arnet hat an einem verwachsenen Fuß ihres Betters so entschiedenen Anstoß genommen, daß sie sich die Bewerbung des Rittmeisters von Klingenberg, den sie nicht liebt, gefallen läßt und um die Zeit des Beginnes der Erzählung eben dessen Gemahlin werden soll. Ernst von Diemar hat sonach Grund genug, sich einsiedlerisch in dem kleinen oberhessischen Nest pessimistischen Gedanken zu überlassen, und da er ein fein- und hochgebildeter Mann ist, so wird es ihm niemand verargen, daß er an der Geselligkeit von Hessenfeld kein Behagen findet. Es wäre poetischer und dem Tone eines Romans angemessener, der Autor ließe uns durch einige Momente dieser Geselligkeit die Eindrücke, die Herr von Diemar empfangen muß, lebendig mitempfinden. Müller zieht es indessen vor, eine Schilderung des Städtchens aus eignen Mitteln zu geben.

„Obgleich kaum ein Menschenalter seit jenen Tagen, von denen wir jetzt erzählen wollen, verflossen ist, hat doch unsre heutige Generation keinen Begriff von den damaligen gesellschaftlichen Verhältnissen in einer süddeutschen Provinzialstadt, mit vielleicht einem Duzend sogenannter Honoratiorenfamilien aus dem Beamten- und ebensoviel Haushaltungen aus dem bessern Bürgerstande, vom regierenden Herrn Bürgermeister Rothgerber bis herab zum Spezereihändler

an der Stadtkirche, der neuerdings sein Geschäft ansehnlich erweitert hatte, indem er seine Kolonialwaaren nicht mehr wie sonst durch *commis voyageurs* bestellte, sondern sie direkt vom Großisten in Frankfurt am Main bezog, wohin der Frachtfuhrmann, solange es die Witterung und der Zustand der Straßen erlaubte, alle vierzehn Tage mit seinem zweirädrigen Karren fuhr, da er einen schwunghaften Butter- und Eierhandel dorthin betrieb und von wo er denen, welche nach den höheren Genüssen des Lebens verlangte, alles Gewünschte als Stückfracht mitbrachte. Zwar litten die feinen Luxus- und Modeartikel nicht selten durch den mehrtägigen Transport auf dem plumpen Fuhrmannskarren unter den vielen andern minder diffizilen Frachtgütern. Aber einmal gab es keine andre regelmäßige Fahrgelegenheit nach der etwa zwanzig Stunden entfernten Handelsstadt, und zum andern gehörten solche Savarien auf dem Festlande zu den gewohnten ortsüblichen Mißständen, die man geduldig hinnehmen mußte, wie die übrigen Mängel und Entbehrungen in diesem entlegenen Erdwinkel, z. B. eines guten Pflasters, einer Straßenbeleuchtung, einer städtischen Promenade, und vor allem einer angenehmen Geselligkeit mit geist- und gemüthanregenden Elementen, wozu man aber leider trotz aller Anläufe niemals gelangen konnte.“

Nachdem der Kaffeeklatsch und die Fraubaserei als die eigentlichen Ursachen der trübselig geselligen Verhältnisse ehrlich bezeichnet worden sind, fährt die Schilderung gleichwohl wörtlich fort: „Wie ein dumpfer Druck lastete das Metternichsche Regime auf allen Geistern, und wer diese Zeit der krasssten Reaktion mit erlebt hat, erinnert sich auch noch des traurigen Anteils, welchen dieses politische Bevormundungssystem an der Verkommenheit des geselligen Lebens hatte, besonders in den Kleinstaaten mit ihrer inhumanen Bürokratie und der über alles Lob erhabenen Loyalität ihres Bürgertums.“

Welch eine oberflächliche oder sophistische Kausalverbindung zwischen dem Metternichschen System und der geistigen und gemüthlichen Armseligkeit in einer kleinen oberhessischen Stadt! Als ob das System Metternichs je einen Augenblick jene freieste, edelste und unter den beschränktesten Verhältnissen zu behauptende Bildung beeinflusst hätte, die ihre Wurzeln in Kant, Goethe, Schiller und Beethoven hat. Zu den wunderlichsten Fabeln, die freilich in jedermanns Munde sind, gehört die vom Verfasser hier aufgetischte, daß die wahren und vermeinten Mängel der politischen Verfassung die selbstgefällige Roheit und den bildungslosen Dünkel eines guten Teils des deutschen Mittelstandes verschuldet hätten. Die Probe ist seitdem gemacht worden, es ist ein politischer Umschwung der weitreichendsten Art eingetreten, und die Armseligkeit, die Bedürfnislosigkeit in allen über den grob materiellen Genuß hinausragenden Dingen ist in weiten Kreisen dieselbe geblieben, oder vielmehr, sie ist schlimmer geworden. Man thäte wohl, vor der eignen Thür zu kehren, Metternich, der wahrlich genug auf dem Kernholz hat, nicht für die Sünden des deutschen Schlafrockphilisteriums, der geistigen Trägheit und der anmutlosen Gewohnheit im Hausleben und im persönlichen Ver-

sehr verantwortlich zu machen. Der Verfasser von „Altar und Krone“ weiß an anderer Stelle seines Romans sehr gut, wie wenig die konstitutionellen Verfassungen und der vielgepriesene Aufschwung der materiellen Verhältnisse an der herzpressenden Kleinlichkeit unsrer mittleren und leidegottes auch eines großen Teils unsrer sogenannten guten Gesellschaft geändert haben. Das zweite Kapitel seines zweiten Bandes leitet Otto Müller mit den Worten ein: „Die Zeit, von der wir erzählen, unterschied sich auch darin von der gegenwärtigen, daß unter den jüngeren Personen beiderlei Geschlechts in dem gebildeten Mittelstande noch ungleich mehr Vertiefung und poetische Innerlichkeit herrschte als heutzutage, wo ein freies öffentliches Leben mit seinen vielfachen Interessen und Anregungen den Geist der Menschen mehr nach außen führt; während damals der auf der Gesamtheit lastende Druck von oben dem Gemütsleben zugute kam, indem er die Gebildeten auf ihre innere Welt als die einzige Zufluchtsstätte für die schönen Ideale dieses Lebens hinwies und ihnen den Verkehr mit gleichgesinnten Freunden doppelt wünschenswert und notwendig machte. Deshalb war aber auch die Geselligkeit in den großen und mittelgroßen Städten Süddeutschlands eine geistig viel belebtere und genußreichere wie heutzutage.“ Ein wunderliches Eingeständnis, das dem Verfasser hier nebenbei ent schlüpft ist. Das „Metternichsche System“ mag sich für das Kompliment und der Liberalismus für den Vorwurf, die ihm diese Worte erteilen, bedanken; wir ziehen nur eine Konsequenz daraus: der Romanschriftsteller soll darstellen nur durch Darstellung, aber nicht durch Räsonnement überzeugen. Was er von seinen Anschauungen und seinen Kenntnissen der Zustände im lebendigen Bilde, in Handlung und Gestalten wiederzugeben vermag, wollen wir gelten lassen, was er dazwischen leitartifelt, setzt ihn in Gefahr, mit sich selbst in Widerspruch zu geraten oder doch jede poetische Wirkung aufzuheben.

Herr Ernst von Diemar, um auf die Geschichte zurückzukommen, erfährt in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in dem entlegenen Amtsstädtchen, daß sein Vorgesetzter, der Amtsrichter Ruthart, ein roher Trunkenbold, der im delirium tremens bereits Mäuse fängt, den Pfarrer Friedrich von Oberwiesen ingrimmig haßt. Herr von Diemar beschließt den Pfarrer bei guter Gelegenheit zu warnen, denn so loyaler Unterthan der junge Amtsverweser ist, so hat er doch auf der Universität die Ideale der Burschenschaft in sich aufgenommen und ist überhaupt durch seine ganze Bildung der Atmosphäre, in der sich ein Ruthart wohl fühlt, enthoben. Über den Pfarrer von Oberwiesen kann er freilich nicht ins Klare kommen, die Mischung von idealem Pathos, von edler Berufstreue und einem Demagogentum, das mit Geheimbünden und heimlich gedruckten Brandschriften gegen das alte System wirkt, bleibt für den Helden der Geschichte wie jetzt für die Leser derselben vielfach dunkel und unverständlich.

Pfarrer Friedrich, der in Oberwiesen amtirt und der sich zur Zeit des Beginns der Geschichte auf einer Reise nach Schwaben und der Schweiz befindet,

ist nun eben der unglückliche Weidig. Um seine Erzählung einigermaßen zusammenzuhalten, um sie mit der halb ernstern, halb humoristischen Darstellung des oberhessischen Bauernaufstands im Herbst 1830 lebendiger zu machen und dem Pfarrer von Oberwiesen die Gloriole eines Ordnungsstifters ums Haupt zu legen, läßt Otto Müller seinen Pfarrer Friedrich schon um die Zeit der Juli-revolution in einem Vogelsberger Dorfe leben. Thatsächlich war Weidig damals seit einer Reihe von Jahren Rektor zu Bugbach. Er gehörte zu jenen isolirten Naturen, welche unter gänzlich veränderten Verhältnissen die Träume und Stimmungen des zweiten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts festhielten. Er war bis zu den Karlsbader Beschlüssen im wesentlichen ein Anhänger der konstitutionellen Partei in Hessen gewesen, aber hatte sich seitdem durch den Ingrimme über die Verwaltung des Ministers du Teil und den Bundestag von kühnen und wegehaltigen Naturen weiter treiben lassen. Er ward ein Mitwiffer, wenn auch nicht Teilnehmer des Frankfurter Attentats von 1833, er widersetzte sich der straffen Organisation, welche der radikale Georg Büchner den geheimen Zusammenkünften der Gleichgesinnten geben wollte, und beteiligte sich dann doch an den Unternehmungen der von Büchner gestifteten Gesellschaft der Menschenrechte, korrigirte Büchners sozialistisches Brandpamphlet „Der hessische Landbote,“ verfab dasselbe mit biblischen Zitaten und bot, wenn auch widerwillig, die Hand zum Geheimdruck und zur Verbreitung der Schrift. Infolge der Denunziationen eines Bugbacher Bürgers, Kühle (des bösen Genius der hessischen Demokraten und Geheimbündler), ward Weidig zuerst vergeblich in Untersuchung genommen und dann zur Strafe als Pfarrer nach Obergleen gesandt. Also erst seit dem Herbst des Jahres 1834 war das Urbild des Pfarrers Friedrich in geistlicher Thätigkeit. Doch käme auf diese Umbiegung der Geschichte nicht allzuviel an, wenn dadurch nur irgendetwas für den weitem Gang des Romans gewonnen wäre.

Referendar von Diemar, der anfangs im Begriff steht, sich in die Schwester der Frau Pfarrer Friedrich, eine schwärmerische Anhängerin der Überzeugungen und der (im guten Sinne) dämonischen Natur ihres Schwagers, zu verlieben, wird hier von seinem intimsten Freund, dem Maler Flambo, abgelöst. Der Bauernaufstand bricht aus, und in seinem Gefolge und nachdem er an Stelle Rutharts Amtsrichter zu Hessenfeld geworden ist, überzeugt sich der Held, daß Pfarrer Friedrich nicht bloß ein idealistischer Schwärmer ist, sondern der realen Agitation nahe genug steht. Da er aber einige Zeit später durch Nachrichten von seiner in Darmstadt lebenden Mutter und über seine Cousine Irene (welche am Tage vor der Hochzeit den ungeliebten Bräutigam, Rittmeister von Klingenberg, verabschiedet hat), zur Rückkehr nach Darmstadt bestimmt wird, so kann er sich um die weitere Enträtselung des unverständlichen Treibens und um die nächsten Schicksale Friedrichs zunächst nicht kümmern. Ernst von Diemar läßt sich nun als Rechtsanwalt in der Residenz nieder und widersteht noch längere

Zeit dem eignen Herzen, das ihn zu Fräulein Irene von Arnet zurückdrängt. Die jungen Leute verkehren äußerlich kühl miteinander, Irene kommt täglich ins Haus der Forsträtin von Diemar, der Mutter Ernsts, aber bleibt dem Vetter gegenüber auf einer Art Kriegsfuß, denn sie hat sich fest und heilig geschworen, „daß der erste Irrtum ihres Herzens auch ihr letzter gewesen sein solle fürs ganze Leben; es sei denn, daß Vetter Ernst zu ihr zurückkehre und ihr reumütig seinen bedeutenden Schuldbenteil an diesem Irrtum ihrer unerfahrenen Jugend eingestünde.“ Dazu bezeugt Herr von Diemar vor der Hand wenig Lust, aber die Katastrophe, die über das Pfarrhaus in Oberwiesen hereinbricht und der wir nicht unmittelbar bewohnen, sondern von der wir nur hören, bringt die Entscheidung. Irene von Arnet nimmt die unglückliche Schwägerin des verhafteten Pfarrers Friedrich, die nach Darmstadt kommt, um Hilfe und Gerechtigkeit für den „unschuldig“ Verhafteten zu suchen, mutig bei sich auf, nötigt dadurch ihre loyal gesinnte, aber menschlich gute und hilfreiche Tante, der Ärmsten ein Wohl zu bieten, und bricht mit einemmale das Eis der Mißverständnisse, das sich zwischen ihr selbst und Ernst von Diemar gebildet hat. Freilich ist in den Augen vieler Darmstädter die Aufnahme Auguste Welckers in das Haus der alten Forsträtin nichts anderes als eine offene Parteinahme für den des Hochverrats angeklagten Pfarrer, dessen Verhaftung bald im ganzen Lande das größte Aufsehen erregte; zumal da von oben alles geschah, diesen Justizakt als eine staatsrettende That darzustellen, indem man in ihm das Haupt einer weitverzweigten Verschwörung entdeckt haben wollte, nach welchem die Polizei schon seit dem Frankfurter Attentat auf die Konstablerwache vergebens geforscht hatte. Wie dem immer sei, die Diemars bleiben bei ihrem menschlichen Interesse für die armen Frauen der Friedrichschen Familie und für den Eingekerkerten selbst. In diesem Mitgefühl finden sich auch die getrennten Herzen Ernsts und Irenens wieder zusammen, Fräulein von Arnet wird die Braut des Rechtsanwalts, und es gewinnt fast den Anschein, als sollte der Friedrichsche Fall nur dazu gedient haben, um dieses Stück des Romans zum Abschluß zu bringen. Denn der Fortgang desselben wird nur dadurch gewonnen, daß die Erzählung, nachdem humoristisch geschildert worden ist, wie Diemar und seine Braut dem Präsidenten von Arnet und dessen würdiger Gattin die Einwilligung zu ihrer Vermählung abzwängen, zu den Schicksalen der Schwägerin Friedrichs und ihren treuen und vergeblichen Bemühungen, dem unglücklichen Gefangenen zu helfen, überspringt und im übrigen die Erlebnisse dieses Gefangenen im Darmstädter Arresthaus bald unmittelbar vorgeführt, bald nur angedeutet werden.

Plötzlich und ganz unvermittelt läßt der Verfasser die Fiktion, nach der er Weidig als Pfarrer Friedrich einführte, fallen und leitet seine neue Darstellungsweise mit den Worten ein: „Wir schreiben keinen Gefängnisroman im Genre von *Le mie prigioni* von Silvio Pellico, diesem berühmtesten Märtyrer

von Italiens Freiheit, dessen Name noch heute jeder Italiener mit Stolz und Ehrfurcht nennt; wir schreiben auch keinen nervenerschütternden, physiologischen Vivisektionsroman, wie die „Letzten Tage eines Verurteilten“ von Victor Hugo; wir schildern nur in Form und Brauch des Romans, mit schuldiger Rücksicht auf noch lebende Personen, den Charakter, die Zeitgenossen und die Schicksale des größten politischen Märtyrers Deutschlands, den leider selbst unter den Gebildeten heutzutage nur noch wenige kennen und dessen Bild auch vielfach durch der Parteien Haß und Gunst verwirrt wurde. Diesem Lebens- und Charakterbilde liegen teils mündliche Mitteilungen von noch lebenden oder erst kürzlich verstorbenen Freunden des Pfarrers, sowie Briefe von ihm und seinen nächsten Verwandten — darunter selbst zwei von vielen Thränen aus treuen Augen halbverlöschte Originalbriefe des Gefangenen und seiner Frau —, teils unsre eignen Jugenderinnerungen an den seltenen Mann zu grunde, dessen Name als Patriot und mutiger Freiheitsmann sich schon in unsrer Kindheit einer großen Popularität in unsrer ganzen Provinz erfreute und zu dem seine zahlreichen Schüler und Anhänger wie zu einem Apostel der Freiheit emporsahen!“

Das alles mag wahr und im Sinne des Verfassers wohlgemeint sein, poetisch ist es nicht. Die Erzählung und die dazwischen geschobenen Erinnerungen an Weidig machen von hier an nicht mehr den Eindruck einer Komposition, sondern den einer Zusammenstoppclung. Die Szenen, in denen über die Schutzmaßregeln beraten wird, welche man für Pfarrer Friedrich ausfinnt und welche sich alle als unwirksam erweisen und den letzten trüben Ausgang, den Selbstmord des Eingekerkerten, nicht aufhalten, sind als Romanepisoden so langweilig als möglich, zu einer Art Handlung kommt es bis zum Schlusse des Romans nicht wieder, der Versuch, die Erzählung nach Oberwiesen zurückzuversetzen, ebenso wie der, für die Liebe des Malers Heldmann (Flambo) zu Auguste Welcker zu interessiren, verläuft ziemlich im Sande. Die Mitteilung „thatfächlichen“ Materials, das heißt einer Anzahl Gedichte und Briefe Weidigs, die zum Roman nur durch den Eindruck, welchen sie auf die junge Schwägerin hervorrufen, in Beziehung gesetzt sind, unterbricht immer wieder die wirkliche Darstellung. Es ist schwer zu verstehen, wie ein gewandter und geübter Erzähler, wie der Verfasser der „Charlotte Ackermann“ und des „Stadtschultheiß von Frankfurt“ (wir nennen absichtlich zwei seiner Romane, bei denen er mit besondern Stoffschwierigkeiten kämpfte und die im großen und ganzen vortrefflich durchgeführt sind) nicht gemerkt hat, daß er hier eine wahrhaft selbstzerstörende Manier befolgt. Er hat im ersten Teil des Romans den Märtyrer, den er verherrlichen will, viel zu sehr in den Hintergrund gerückt und uns viel zu sehr für eine kleine Gruppe andrer Persönlichkeiten interessirt, um so plötzlich, wie es vom zweiten Teil an geschieht, seine Position wechseln zu können. Die Anstrengungen, welche er gegen den Schluß hin macht, in den Ton reiner Darstellung wieder einzulenken, sind anerkennenswert, aber vergeblich. Mit wiederkehrender poetischer Empfindung

breitet er über das blutige Ende Weidig-Friedrichs im Gefängnis einen wohlthätigen Schleier, während die stille Libation, die ein Kreis von jungen Männern dem unbekanntem Dichter einer schwungvollen Ode in der gleichen Nacht gebracht hat, auf dies Ende vorbereitet. Die Wiederanknüpfung an den Roman, in der glücklichen Vereinigung Flambo's mit Auguste, gelingt darnach nicht, und Ernst von Diemar und seiner Irene sind mit einemmale so verschwunden, als ob sie der Verfasser ganz vergessen hätte.

Die Rückkehr zur jungdeutschen Methode, die Mischung poetischer und publizistischer Momente, hat sich in „Altar und Kerker“ empfindlich gerächt; als poetisches Werk ist der Roman ganz unfertig und untergeordnet, als Pamphlet wird er nur eine mäßige Wirkung thun, weil niemand in der Welt die Nötigung begreift, die Dinge, welche hier erzählt werden, in das Gewand der Dichtung nicht sowohl einzuhüllen, als mit demselben und noch dazu so dürftig und unzulänglich zu drapieren. Wäre „Altar und Kerker“ in den letzten dreißiger oder ersten vierziger Jahre geschrieben worden, so hätte man sich auf die Zensur berufen können, die dergleichen Versteckspielen notwendig machte. Heute geht das nicht mehr an, und so protestiren wir auf das allerenergischste, daß der Roman in den Dienst einer andern Macht als denjenigen der Poesie gestellt werden.

Wir haben schon eingangs hervorgehoben, daß wir den Stoff dieses Romans für einen durchaus unglücklichen halten. Versuchen wir aber uns auf den Standpunkt zu stellen, von dem der Verfasser ausgegangen ist, so gab es zwei Wege, die zum Ziele, zu einem geschlossenen Werke, einem künstlerisch wertvollen Buche führen konnten. Entweder Otto Müller schrieb einen historischen, vielmehr kulturhistorischen Roman, in welchem die Zustände eines deutschen Mittelstaates in den dreißiger Jahren in lebendiger Gestaltung, anschaulich, eindringlich vorgeführt wurden, in welchem der Rektor von Buzbach und Pfarrer von Obergleen mit seiner vollen Persönlichkeit auftrat und uns psychologisch klar gemacht wurde, wie der ursprünglich reine und edle Charakter durch die Enge der Verhältnisse starrsinnig und kurzstichtig, durch die Gehässigkeit, mit welcher in jenen Tagen politische Kämpfe geführt wurden, verbittert, durch die zweifelhaften und verzweifelten Genossen, welche sich an ihn drängten, immer weiter geführt und schließlich in ein tragisches Schicksal verstrickt worden ist. Oder er nahm Persönlichkeit und Geschehnisse Weidigs nur als Grundlage für einen freigeschaffenen Charakter, den Typus des idealistischen Agitators aus den Tagen des kleinstaatlichen Elendes, und sucht für diesen Teilnahme zu wecken. Die jetzt vorliegende Mischung beider Gestaltungsweisen, nach jeder Seite unzulänglich, oft zur plattesten und mattesten Prosa des bloßen Referirtons herabsinkend, kann niemand befriedigen, auch die Gesinnungsgenossen des Verfassers und des Helden nicht. Auf das Publikum darf sich Otto Müller dabei nicht berufen; daß im allgemeinen der rohste Stoffhunger und die armeligste Zerstreuungs-

sucht das Gefühl für poetischen Gehalt, poetische Stimmung und den Reiz der Ausführung verdrängt haben, ist wahr, aber für diesen Erzähler kein Argument. Er hat uns nicht gewöhnt, ihm in der Reihe derer zu begegnen, welche den Romandichter aus dem Halbbruder des Dichters in seinen verkommensten Vetter verwandeln. Weil dem aber so ist, müssen wir aufs entschiedenste den Lobpreisungen widersprechen, mit denen aus tendenziösen Gründen ein durch und durch unfertiges und in sich widerspruchsvolles Buch angekündigt wird. Wir sind uns bewußt, dem verdienten Verfasser mit keinerlei unfreundlichem Vorurteil gegenüberzustehen, aber des alten Horaz goldenes Wort:


Nec tamen hoc tribuens dederim quoque cetera, nam sic
Et Laëri mimos ut pulchra poemata mirer

muß auch in diesem Falle in Ehren bleiben.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

2.

o sehr ich auch von der Notwendigkeit des Sparens überzeugt bin, so glaube ich doch die Erhöhung einer Position in Anregung bringen zu dürfen, nämlich der Dotation der Reichstagsbibliothek. Es ist ein leidiger Zustand, wenn ein Abgeordneter zum Studium einer Frage, über welche er am nächsten Tage eine Rede halten will, nichts zu seiner Verfügung findet, als etwa die erste Auflage des Rottedschen Staatslexikons, Zeitungen aus den Jahre 1848, Publikationen des Cobden-Klubs und alte Jahrgänge der „Germania,“ weil alles andre schon zu dem gleichen Zwecke mit Beschlag belegt worden ist. Und daß solche „Zwangslagen“ vorkommen, haben die letzten Debatten wohl zur Genüge dargethan. Mir ist allerdings bekannt, daß die Hauptsache ist, daß, nicht was und wie geredet wird. Allein die Mühe wäre ja nicht größer, wenn Argumente herangezogen würden, welche nicht schon hundertmal widerlegt sind, und Theorien aufgestellt, über die nicht schon unsre Väter gelächelt haben; deshalb brauchten die neuen noch nicht besser zu sein, sie brächten wenigstens einige Abwechslung. Welche ehrwürdigen Quellen muß z. B. der Abgeordnete Bebel für seine große Budgetrede benutzt haben! Da wurde die schöne Bürgerwehr- und Freischarenzeit mit ihrer gemüthlichen Disziplin wieder lebendig, die Zeit, in der es noch ein Vergnügen war, gelegentlich den Schießprügel auf